



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verlebe wie heute, dann wird mein altes Achtundvierzigerherz wieder jung, und ich kann im Hinblick auf Vergangenheit und Zukunft unser altes Bundeslied wieder anstimmen:

Wir hatten gebaut
Ein stattliches Haus!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der preußische Doktor. In Nr. 232 der Nationalzeitung (13. April) wird unter Beziehung auf die Ausführungen des Abgeordneten Dr. Friedberg im preußischen Abgeordnetenhaus die Nachricht verbreitet, daß im preußischen Unterrichtsministerium „ein Verbot der Führung des Dokortitels, sofern er nach minder strengen Vorschriften als den der preußischen Universitäten verliehen sei, für Preußen vorbereitet werde.“ Nach einer spätern Lesart handle es sich allerdings bisher nur um Vorarbeiten, während man an zuständiger Stelle zu einer bestimmten Stellung gegenüber der angeregten Frage noch nicht gekommen sei. Wenn nun auch die letztere Nachricht etwas beruhigender klingt, so scheint es doch schon mit Rücksicht darauf, daß ein solches Verbot als im Bereiche der Möglichkeit liegend erachtet worden ist, sowie im Hinblick auf den abermaligen Vorstoß des Abgeordneten Dr. Friedberg im Abgeordnetenhaus bei der Beratung des Kultusetats am 17. April 1894 schon jetzt angebracht, auf die Folgen hinzuweisen, die ein solches Verbot haben würde.

Zunächst sei bemerkt, daß wir den Wert des Dokortitels nicht überschätzen, sondern uns wohl bewußt sind, daß er heutzutage für den überwiegenden Teil seiner Träger lediglich auf idealem Gebiete ruht. Aber deshalb sollte man gerade jetzt an der Tradition nicht rütteln, wo noch das Streben vieler und keineswegs der schlechtesten Studenten dahin geht, sich nicht bei dem staatlichen Examenstempel zu beruhigen, sondern auch noch ein Zeugnis jener lediglich wissenschaftlichen Instanzen, die man Universitäten nennt, zu erwerben und als dauernd fühlbare Erinnerung an die freien und hohen Tage auf der alma mater in das alltägliche Philisterleben hiniiberzuretten.

Wenn nun das Verbot der Führung des Dokortitels kommt, so werden die davon Betroffenen in einer bisher nicht bekannten Art expropriert. Es soll kein Wort darüber verloren werden, daß die auf die Leistung des Doktorexamens verwendeten Summen nutzlos ausgegeben sein würden; Thatsache ist, daß jene Männer von ihrer wissenschaftlichen Ehre entsetzt, ihnen ahnungslos ein Titel abgeklopft werden würde, in dessen ungeförtem Besitz sie sich vielleicht seit Jahrzehnten befinden haben. Ja diese Entsetzung würde widerwärtiger für sie sein, als ihnen der Besitz jenes Titels je nützlich oder förderlich gewesen ist. Denn das Publikum wird von einem Arzte, einem Notar oder Anwalt, der eines schönen Tags von seinem Schilde das „Dr.“ abtragen muß und seine Rezepte und Protokolle nicht mehr mit dem gewohnten Titel unterzeichnet, sagen: „So lange hat der Kerl seinen Titel zu Unrecht geführt, nun ist der brave Staat gekommen und hat den Ignoranten entlarvt!“

Nur ein Trost bliebe dem also geprüften Doktor: wenn er reiste und die preußischen Grenzpfähle hinter sich hätte, dann lebte sein guter alter Titel wieder auf, und aus dem einfachen Herrn Meyer in Preußen würde in Sachsen, Baiern u. s. w. wieder Herr Dr. Meyer, ja es wäre sogar möglich, daß Herr Meyer auf derselben Reise an ein und demselben Tage seinen Titel, wenn er durch ein Stück Preußen käme, wieder einpacken müßte, auf der nächsten Station aber wieder auspacken dürfte. Das wäre ein Zustand, der den Dokortitel mit dem Lose einer in Preußen mit königlicher Genehmigung nicht zugelassenen Lotterie auf eine Stufe stellen und aufs Haar an die seligen Zeiten des deutschen Bundes erinnern würde.

Die politische Wirkung aber eines derartigen Verbots in Preußen läßt sich ohne Prophetengabe vorherzusagen: die andern, mit Landesuniversitäten bedachten Bundesstaaten würden es, mindestens Preußen gegenüber, ebenso machen, und da hätte dann der Partikularismus wieder eine bequeme Handhabe. Und eine solche Möglichkeit sollte für Preußen willkommen sein?

In dem Verbot der Führung eines fremden Dokortitels, sei es auch aus einem an sich beachtenswerten Grunde, würde jeder andre deutsche Bundesstaat schließlich nichts als entweder eine Vergewaltigung, sich dem preußischen Muster anzubequemen, oder als die Errichtung eines wissenschaftlichen Schutzzolls zu Gunsten der „preußischen“ Wissenschaft erblicken. Das eine wäre politisch, das andre von dem Standpunkte aus, von dem man die Wissenschaft bisher für frei angesehen hat, das gefährlichere.

Es mag ja zutreffen, daß mancher Student das Dokorexamen nur aus dem Grunde auf einer außerpreußischen Universität macht, weil er meint, daß auf dieser die Bestimmungen weniger streng seien, als auf einer preußischen; aber dieser Umstand ist keineswegs durchweg oder auch nur überwiegend ausschlaggebend. Der Student, der sich zum „Rigorosum“ melden will, geht zu diesem Zwecke regelmäßig an die Universität, auf der er sich am glücklichsten gefühlt, und wo er Verbindung mit den Professoren gehabt hat, die ihm am bedeutendsten oder am meisten sympathisch erschienen sind. Aus diesem Grunde ist seit der Mitte der siebziger Jahre namentlich eine sehr große Anzahl preußischer Studenten des Rechts nach Leipzig gegangen, Studenten, denen gewiß zum größten Teile die Unterschiede zwischen einem Rigorosum in Leipzig und einem solchen in Preußen völlig fremd gewesen sind, die aber hinsichtlich ihrer Begabung wie ihrer Kenntnisse sehr wohl imstande gewesen wären, auch den angeblich höhern Ansprüchen in Preußen zu genügen. Gewiß würde es ein großer Teil von ihnen unterlassen haben, den Doktor in Leipzig zu machen, wenn man zu jener Zeit schon gewußt hätte, daß der so ehrlich erworbne Titel dereinst in Preußen gefährdet werden würde. Ob sich dieselben Studenten aber, die in Leipzig wissenschaftlich Wurzeln geschlagen und sich von einem Windscheid, Stobbe, Wach, Binding, Friedberg hatten belehren lassen, jemals durch ein preußisches Verbot hätten dazu bewegen lassen, den Doktor in Preußen zu machen, ist sehr die Frage. Ein großer Teil jener Studenten würde keineswegs aus Furcht vor den preußischen Regulativen, sondern deswegen überhaupt auf die Doktorprüfung verzichtet haben, weil er keine Lust gehabt hätte, sich von ihm fernstehenden Professoren, die ihm niemals wissenschaftliches Interesse abgenötigt haben, ausfragen zu lassen. Die Häufigkeit des Dokorexamens an einer bestimmten Universität weist in vielen Fällen lediglich auf den Ruf und die Bedeutung, sowie auf die Fähigkeit der an dieser Universität wirkenden Lehrkräfte hin, persönlichen Einfluß auf die Studenten zu gewinnen. Nimmt man den Studenten die Möglichkeit, sich nach eigener Wahl an der ihnen genehmen deutschen Universität

dem Examen zu unterziehen, so sinkt auch das Doktoorexamen von der Höhe wissenschaftlicher Freiheit zu einem unbequemen und unbeliebten Zwangsmittel herab, partikuläre Universitäten zu bevölkern. Die preußischen Studenten würden, wenn sie doktorieren wollen, vielleicht in Zukunft mehr als bisher auf preußischen Universitäten studieren, aber dann würde sich auch der heilsame politische Einfluß verringern, der dadurch entstanden ist, daß die preußische Jugend wenigstens in den Studienjahren das Denken und Fühlen anderer Staaten kennen lernen konnte.

In erster Linie sollte man die Autonomie der Universitäten zu erhalten bestrebt sein, um der selbständigen Entwicklung der Wissenschaften unabhängige Zufluchtsstätten zu sichern. Wenn aber durchaus uniformiert sein muß, so widerstrebt es doch dem Reichsgedanken, die preußischen Anwendungen durch interterritoriale Kampf statt durch friedliche Vereinbarung durchzusetzen. Jedenfalls darf erwartet werden, daß wohlverworbene Rechte von staatsmännischer Hand geschützt bleiben, damit kein bitterer Tropfen in den Becher der staatsbürgerlichen Pflichten geschüttet werde.

Auch ein Leipziger Doktorpreuße

Vom Grafen Tolstoi. Leo Tolstoi ist ein Schwärmer, aber ein edler und geheimer Schwärmer und ein prächtiger Mensch. Aus Paris sind ihm vor einiger Zeit zwei Zeitungsausschnitte geschickt worden. Der eine enthielt eine Rede Zolas „an die Jugend,“ d. h. an Studenten, der andre eine Zuschrift von Alexander Dumas Sohn an den Gaulois. Zola warnt die Jugend vor dem Rückfall in Mystik und Idealismus; das Ideal sei weiter nichts als das Unerklärliche (gemeint ist wohl das Unerklärte) und schwinde mit fortschreitendem Wissen; was aber den Glauben anlange, so könne er ihnen nur einen Rat empfehlen: den an die Arbeit; Arbeit sei das einzige, was glücklich mache. Dumas hingegen meint, die Arbeit sei ja ganz gut, aber sie genüge nicht; der Mensch könne nicht leben ohne die Hoffnung auf ein unbekanntes Gut; und nicht das Wissen befriedige ihn, sondern das Streben nach etwas, was er noch nicht wisse. So liege es in seiner Natur, sich Ideale zu schaffen, und habe ihn die Erfahrung das eine zu nichte gemacht, sich zum entgegengesetzten zu wenden. „Welcher Art auch die Ideen sein mögen, in deren Namen die jungen Leute einander durchprügeln, so kann man doch wetten, daß sie Gegner dieser Ideen werden, sobald sie ihnen bei ihren Kindern begegnen.“ Vor allem aber könne der Mensch nicht leben ohne Liebe. Seine Kritik der beiden Rundgebungen hat Tolstoi unter dem Titel „Das Nichtsthun“ (deutsch von L. A. Hauff, Berlin bei Otto Janke, gedruckt in diesem Jahr) herausgegeben. Es versteht sich, daß er sich auf die Seite des Verfassers der Kameliendame stellt. Den Pedanten der Gemeinheit zerzaust er, daß es eine Lust ist. Wissen? Wie wir Heutigen über die Scholastik lachen, so werde die Nachwelt über die Theorien lachen, die wir für Wissenschaft halten, und über die Wichtigkeit, mit der wir sie behandeln. Auch stünden die Jünger der heutigen Wissenschaft durchaus auf demselben Standpunkte wie die der alten Religionen, nämlich auf dem des Autoritätsglaubens. „Wie der Hebräer nicht eigentlich an die sechstägige Schöpfung und an die Heilskraft der Schlange glaubte, sondern daran, daß es Menschen gebe, die die höchsten dem Menschen erreichbaren Wahrheiten kannten, und daß es ratsam sei, diesen Menschen zu glauben, ganz ebenso glauben auch die Menschen unserer Zeit nicht an die Darwinsche Theorie und den Komma Bazillus, sondern an die Priester der Wissenschaft und an alles, was diese ihnen als Wahrheit bezeichnen; die Grundlagen der Thätigkeit dieser Priester aber bleiben dem modernen Gläubigen gerade so geheimnisvoll, wie den Hebräern die Grundlagen des Wissens ihrer Leiter.“ Und Arbeit? Nun, die Schnaps-

Cigarren- und Spielfartenfabrikation, die Unterweisung der Soldaten im Mordhandwerk seien einfach Sünde und Verbrechen, alle Arbeit ohne Ausnahme aber, die unumgänglich notwendige abgerechnet, sei schädlich, weil sie, ähnlich wie der Alkoholkrausch, den Menschen betäube, ihn von der Einkehr in sich selber abhalte und so um die *μετάνοια* bringe, die Jesus als die Grundbedingung des Heils bezeichne. Arbeit sei demnach das Hauptlaster und das eigentliche Erbübel der Menschheit. Höchst spaßhaft sind die Zensurstriche und Zensuränderungen, die in der deutschen Ausgabe angemerkt werden. Man sieht daraus, daß die russische Zensur nicht mehr so roh arbeitet wie heute noch die österreichische, die in den sozialdemokratischen Blättern einfach streicht, unbekümmert darum ob die stehengebliebenen Satzreste noch einen Sinn geben oder nicht. Der Zensur von Tolstois Schriftchen hat sorgfältig darauf geachtet, daß überall ein vollständiger Satz übrig bleibe, und wo das nicht möglich war, hat er den mißfälligen Ausdruck durch einen andern ersetzt. So hat er z. B. statt des Glaubens der Hebräer an die eiserne Schlange den der Ägypter an den Vogel Phönix gesetzt, natürlich nicht aus Rücksicht auf die Juden, sondern aus Rücksicht auf die orthodoxe Kirche.

Tolstois Schriftchen ist wichtiger, als der oberflächliche Leser denken mag. Nicht etwa wegen der Widerlegung Zolas — dazu brauchen wir keinen Beistand aus Rußland —, sondern in politischer Beziehung, weil es uns auf die hauptsächlichsten Charaktereigentümlichkeiten unsers großen Nachbarn sozusagen mit der Nase stößt. Mit dem großen Nachbar meinen wir natürlich nicht den Zaren, der, obwohl der Abgott des russischen Volks, doch etwas von diesem grundverschiedenes ist, sondern dieses Volk selbst. Tolstoi ist die vollkommenste Verkörperung des russischen Volksgeistes, oder sagen wir lieber der russischen Volksseele, weil ja der Geist etwas thätiges, das russische Volk aber rein passiv ist, und nur die passiven Tugenden: unerschöpfliche Geduld, unüberwindliche Sanftmut und Entbehrungskraft zu erzeugen vermag. Ein geistvoller und thatkräftiger Nachbar, der diese Grundeigenschaft des russischen Volks nicht in die Berechnungen seiner Politik hineinzöge, müßte ganz und gar von Gott und allen guten Geistern verlassen sein.

Nebenbei bemerkt: alles, was in den Grenzboten bei verschiedenen Gelegenheiten über den Zustand der russischen Landwirtschaft gesagt worden ist, wird vollauf bestätigt durch die Protokolle des Kongresses südrussischer Landwirte, der vorigen September mit Genehmigung der russischen Regierung abgehalten worden ist: der ehedem fruchtbare Teil Rußlands verwandelt sich allmählich in eine Steppe.

Gustav Adolf Kliz. Vor einigen Monaten starb in Berlin ein in weiten Kreisen bekannter Mann, der Schulrat Kliz. Die Flut von Nekrologen, die sich über sein Grab ergoß, bewies die Allgemeinheit der Teilnahme. Freilich gab es da recht verschiedene Töne, von der nachträglichen Bewünschung bis zum krampfhaft verzückten Schnörkel.

Wenn wir jetzt hier sein Bildnis festzuhalten suchen, so geschieht es wegen des Typischen in seiner Persönlichkeit. Märker von Geburt, eines Müllers Sohn, mehr theologisch als philologisch gebildet, in der Reaktionszeit Gymnasialdirektor geworden, unter Mühlher Schulrat, war er das Bild eines preussischen Beamten der vorigen Generation. Kerngesund, von unerschöpflicher Arbeitskraft, etwas hausbacken, ein Freund feierlicher Rhetorik, orthodox, kenntnisreich und ohne Dünkel — eine unbedingt imponierende Erscheinung. Schon als Senior seines Standes in Preußen war er der Schulrat. Viel tausend Abiturienten und viel hundert „Schulamtscandidaten“ haben vor ihm gezittert, viele hat er eingeschüchtert, viele ge-

peinigt, oft ohne es zu wollen oder es auch nur zu merken. Seine Menschenkenntnis war nicht tief, aber da er selbst eine ungebrochene Natur war, von einer gewissen instinktiven Sicherheit. Trotz seines langen Berlinertums war er kein Berliner geworden. Witz war ihm etwas fremdes, wie ein Kuriosum; er spottete mehr des Wütlings, als daß er über den Witz lachte. Er war ein fröhlicher Becher; auch der jüngste Kollege fand dann in ihm einen guten Gesellen. Denn um seine Würde besorgt war er nicht, er hatte es nicht nötig.

Er gehörte ganz dem alten Kurs; ob im neuen seines gleichen gedeihen wird, ist noch die Frage.



Litteratur

Das Denkmal König Friedrichs des Großen in Berlin. Von Kurt Merdke.
Berlin, Wilhelm Herz, 1894

Ein Buch, das die Entstehungsgeschichte des Berliner Friedrichsdenkmals von den ersten Anfängen an behandelt, darf wohl jetzt, wo der Streit über das Kaiser-Wilhelmdenkmal die Gemüter erregt, wenn auch auf keinen sehr großen Leserkreis, so doch auf allgemeineres Interesse rechnen. Der Verfasser selbst hofft deshalb auch, daß man aus seiner Arbeit die Lehre ziehen werde, „daß sich ein großes Nationaldenkmal nicht einfach durch eine Kabinettsordre aus dem Boden stampfen läßt, sondern daß eine solche Idee jahrzehntelanger Entwicklung bedarf, um zur Reife zu kommen.“ Und diese Lehre muß jeder aus seinem Buche ziehen. Denn wenn wir sehen, wie in dem ein halbes Jahrhundert währenden Streite über das Friedrichsdenkmal nicht weniger als neunundachtzig wirklich künstlerische Entwürfe entstanden sind, bis endlich Rauch sein freies, lebendiges und doch so harmonisches Meisterwerk schuf, so werden wir uns sagen, daß man auch jetzt abwarten müsse, und daß der in seinem kolossalen Aufbau für Kaiser Wilhelm so uncharakteristische Entwurf von Begas nicht, weil er da ist und weil er von Begas ist, die Ausführung verlange.

Der Verfasser giebt in dem von großem Fleiße zeugenden, hübsch geschriebenen Werke, das auf ein Preisanschreiben der Berliner philosophischen Fakultät hin entstanden ist, gemäß der gestellten Aufgabe zunächst eine aktenmäßige Darstellung der Geschichte des Denkmals von der ersten Anregung an, die noch bei Lebzeiten des Königs einen Entwurf des Hofbildhauers Tassaert hervorrief. Was dann die erste Konkurrenz, die trotz bedeutender Beteiligung ganz ergebnislos verlief, für sonderbare Dinge zu Tage förderte, davon nur ein drastisches Beispiel. Bereits am Tage nach dem Erscheinen des Aufrufs lief ein Vorschlag des Generals von Alvensleben ein, der hinter das Reiterstandbild des Königs eine Ruhmeshalle und zu deren beiden Seiten ein Asyl für Invaliden, die den fremden Bewunderern von ihren Schlachten erzählen sollten, und — eine staatliche Gastwirtschaft gebaut haben wollte. Der Verfasser schildert dann den interessanten Kostümstreit, in dem König Friedrich Wilhelm II. das antike Kostüm, die bedeutendern Künstler die historische Tracht für richtiger erklärten, ferner die gleichfalls ergebnislose zweite Konkurrenz im Jahre 1797, bei der das Denkmal die Gestalt eines Tempels erhalten sollte, der Friedrichs